

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-335878](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-335878)

kennt, die sich dabei abspielen, so kann ihm doch das nur nützen, denn dadurch wird er seinen Boden noch viel sachgemäßer behandeln und jede Verbesserung ganz anders ausnützen können.

Und wenn dann der Urahn käme und fragte — beharrlich und misstrauisch, so wie alle sehr alten Leute zu fragen pflegen —: „Was geschieht denn, wenn du das Pulver da aufs Feld streust? — dann brauchte der Enkel ihn und seine Wißbegierde nicht mehr zu scheuen. Und ganz sicher wäre der Alte sehr zufrieden mit ihm und würde finden, daß die Welt seit der früheren Zeit doch eigentlich um ein gutes Teil klüger geworden ist. — —

Als diese Zeilen geschrieben wurden, waren eben Versuche im Gange, die Entdeckung des Edaphons auch praktisch zu verwerten. Man dachte daran, ob man durch direkte Düngung mit Edaphonwesen vielleicht die Lebewelt des Bodens bereichern und so seiner Ausnützung an jener Stelle wirksam entgegenreten könne, welche die allein entscheidende ist. Denn da Ver-

armung der Bodentwelt unbedingt schlechte Ernten und kümmerung der Großpflanzen nach sich zieht, so muß — sagte man sich — doch auch das Gegenteil stattfinden.

Diese Versuche haben die besten Erfolge gehabt. Ein ungarischer Landwirt, Alexander von Gothard bei Steinamanger, der seit zwei Jahren seinen großen Verkaufsgarten nur mit Edaphondünger düngt, den er sich selber zurechtgemacht hat, erzielte so außergewöhnliche Erfolge, daß daraufhin diese Methode gewissermaßen von der Regierung für alle Gärten der Post- und Bahnbeamten Ungarns eingeführt wurde. Zur selben Zeit hat sich auch eine Wiener Düngefirma *) daran gemacht, diesen selben Edaphondünger auch verpackfertig herzustellen. Er ist bei außerordentlicher Billigkeit erstaunlich wirksam und bestätigt alles, was man von der Stickstoffanreicherung des Bodens früher nur vermutete, in so einwandfreier Weise, daß es mir notwendig erschien, dieser praktischen Erfolge der Edaphondüngung Erwähnung zu tun.

*) Otto Lehmann, Wien 8, Albertgasse 16.

Nächtliche Traumsfahrt.

Von Eduard Füller.

Seid mir gegrüßt, ihr dunkeln Schwarzwald-
riesen —

Ihr, Berg' und Burgen in der Pfalz am Rhein!
Wo Odenwälder Buchenhaine rauschen,
Will ich dem Sang der Siegfriedsquelle lauschen,
Und dann im Frankenlande Pilgrim sein,
Wo, Fluren segnend, Main und Tauber fließen.

Stromaufwärts wandr' ich durch die Rebenhügel
Zum Bischofsstz, drinn' Sankt Kilian ruht.
Hoch thronet auf dem Berge die Kapelle.
Tief drunt'n im Tale eilt des Maines Welle.
Viel' Glockentürme blinken in der Flut
Und senden Grüße auf der Lüne Flügel.

In hundertstimm'gem Chore schallt's: „Will-
kommen!“

Die Glocken rufen, und ich eil' entlang
Die Winkelgäßchen, auf bekannten Wegen
Dem Rufe folgend, der wie Friedensseggen
Nach rauher Kriegsfahrt in die Seele drang,
Verscheuchend, was so lang das Herz beklommen.

Da steht der Stiftsdom mit barockem Giebel!
Nothelfer, vierzehn Heil'ge an der Zahl —
Sankt Barbara, Patronin meinesgleichen,
Ich kenne Dich an Deinem Todeszeichen! —
Aus Stein gehauen, schmücken das Portal,
Und hinterm Spitzdach lugt der Türme Zwiebel.

Ich trete ein und hör' die Messe lesen.
Viel' hundert Menschen liegen auf den Knie'n.
Leviten dienen bei der heil'gen Handlung,
Die Glocke klingt und kündet bei der Wandlung,
Daß, was den Sinnen Brot und Wein nur
schien,

In sich jezt schließt des Heilands ganzes Wesen.

Ich atme Duft von Wachs und Weihrauchwolken.
Durch Nebel dringt geweihter Kerzen Glanz,
Und Ehrfurchtschauer machen mich erbeben,
Da uns der Weg, die Wahrheit und das Leben
Erscheineth im Geheimnis der Monstranz —
Und hör' dem Segen Orgelklänge folgen.

Wie ich noch kniee in der Beter Kreise,
Da faßt ein Fremder plötzlich meine Hand —
Und ich erwache aus dem sel'gen Traume.
Matt flackert eine Kerze in dem Raume,
Der Zuflucht bietet uns im Feindesland,
Und draußen dröhnt des Krieges grimme
Weise.

Schon längst stand ich auf meinem Grabenposten,
Der Morgenstern stieg hoch, ein rötlich Licht —
Noch immer hielt der Zauber mich umfangen.
Und wären Monde auch und Jahr' vergangen,
Die Wanderung im Traum vergäß' ich nicht
Mit ihrem Gottesdienst im fernen Osten.



Das badische Frankenland.

Wer von unsern Städtern, dem es nicht Heimat war, hatte dieses Land früher aufgesucht? Ist es nicht so, daß die Hamsterer es waren, die diesen Gau zuerst entdeckt und dann dafür gesorgt haben, daß er bald überschwemmt wurde von Gästen, willkommenen und noch viel mehr unwillkommenen. Es war ein Glück, daß das Hamstern einmal keine Notwendigkeit mehr für die Städter bedeutete und umgekehrt das Bauernvolk von der Hamsterplage verschont blieb. Aber dafür wurde das Frankenland jetzt wieder „Hinterland“, was es auch früher stets gewesen war. Ja es nimmt einem Wunder, daß auch die Bauernschaft, die dort wohnt, vielfach nur diese Bezeichnung für ihre engere Heimat kennt. Und doch ist keine Frage, daß in dem Namen so etwas wie ein Eingehändnis liegt, als könne man sich mit andern badischen Landschaften nicht messen, die berüchtigt sind durch besondere Günst des Bodens und des Wetters, durch Nebenhügel und Obstaine, durch landschaftliche Schönheit besonderer Art, Kühne Felswände, Seen und Wasserfälle, durch hervorragende Denkmäler der Vergangenheit, durch eine hochentwickelte Industrie! Soll der Name nicht auch andeuten, daß man weitab wohnt von den Mittelpunkten, wo die größere und kleinere Weltgeschichte gemacht wird?

Das war einmal anders gewesen. Als das fürstbischöfliche Würzburg auch für badische Orte an und über der Tauber Residenz war, als Borkbergs und Mosbachs Hauptstädte die kurpfälzischen Heidelberg und Mannheim waren, als der deutsche Orden in Mergentheim seinen Sitz hatte, war man den politischen und kulturellen Brennpunkten näher als heute. Vorübergehend war Mosbach selbst Residenz und zwar der Linie Pfalz-Mosbach gewesen. So stand man im Mittelpunkt selbst, als die Grafschaft Bert-

heim noch staatliche Selbständigkeit besaß, als in den Tagen des Fürstentums Leiningen (1803—1866) es einmal beinahe den Anschein hatte, als sollte das Land zwischen Neckar und Main ein dauerndes selbständiges Staatsgebilde werden. Von einer höheren nationalen Warte aus gesehen, war es sicherlich ein Glück, daß die ohnehin zu buntstetige politische Karte des Reichs hier nicht noch um eine neue Farbenshättierung vermehrt wurde — dem „Hinterland“ wäre allerdings eine solche Bildung kaum zum Schaden gewesen.

Es gibt noch eine andere, etwas bessere Bedeutung des Namens Hinterland. Sein Klang ist doch erheblich besser, wenn damit gesagt werden soll, daß man berufen ist, die Städte Mannheim und Heidelberg und ihr Industriegebiet zu versorgen. Diese Städte lassen sich ein solches Hinterland auch gerne gefallen und aus dem „Hinterland“ kommen nicht nur Brot, Fleisch und Milch, ihre Einwohner selber stammen zu einem guten Teil dort her. Mancher hat das freilich vergessen, und doch wohnen heute in Mannheim mehr Leute aus den Amtsbezirken Buchen und Abelsheim, als in diesen Ämtern selbst leben.

Freilich das badische Land zwischen Neckar und Main ist „nur“ ein Bauernland, aber es ist dabei auf keinen Fall von der Natur so tiefmütterlich bedacht, so arm an geschichtlichen Erinnerungen, daß ein abschätziges Urteil begründet wäre. Schwerlich kann sich doch eine andere badische Landschaft mit dem Frankenland vergleichen, was die eindrucksvollen Denkmale der Römerherrschaft in unsern Landen anlangt. Allerdings, das soll nicht bestritten werden, es gibt schönere Gegenden wie das Bauland — schöner für das Auge der Städter. Aber hier scheiden sich eben Geschmack und Urteil des Landvolkes und der Stadtmenschen. Das Gau mit sel-

ner Einförmigkeit ist für den Großhädter vielleicht langweilig, für die Bauern und Tagelöhner im Tauberggrund ist es geradezu ein paradiesisch Land, da Milch und Honig fließt. Denn hier gibt es tiefgründigen, fruchtbaren Boden, hier kann man auf ebenem Gelände den Pflug nach Herzenslust führen. Was nützen den Bestenheidern, die zwischen Main und Felswand eingeklemmt sind, was den Zwerglandwirten im Neckartal die malerischen Talhänge. An steilen, steinigen Bäckeln müssen sie sich schinden und heißen dann noch obendrein im Spott „Arme Ritter“ bei den wohlhabenden Bauern im Getreideland. Es ist eben in der Natur so eingerichtet, daß malerische Gegenden selten auch fruchtbar sind und eine große Volksmenge zu ernähren vermögen. Und aus der Schönheit vermag auch nicht jeder Profit zu schlagen — und das ist gut so.

Für den Bauern ist der Reichtum und die Schönheit eines Landes beschlossen in den Aekern und Wiesen, in der Fruchtbarkeit des Bodens. Sie liegt auch in der jahrhundertelangen, jahrtausende alten Kulturarbeit, die in allen Bauernlandschaften in den Boden hineingesteckt ist. Wohl läßt nun da und dort dieser Boden einiges zu wünschen übrig, im ganzen baut sich aber eine ertragreiche Landwirtschaft darauf auf — aber ohne Arbeit und Schweiß gibt der Boden auch hier keine Früchte. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß das Frankenland der landschaftlichen Schönheit entbehre, die der Städter sucht. Weit schweift das überraschte Auge von der Höhe des Katzenbuckels; über dem Wanderer im fürstlich leiningischen Park schlägt ein herrlicher Buchenwald seine Kronen zusammen, ihren besonderen Reiz haben die blühenden Schlehen- und Heckenrosen mit ihren Singvögeln, die in Obstbainen versteckten Dörfer, die wogenden Aehrenfelder, der herblich hunte Wald.

Daß die Geschichte dieses Gaues so alt ist, daran ist sein Grundgerüst, der Kalk, schuld. Und seine Kulturentwicklung ist durch alle Vorzüge und Mängel dieses Gesteins bestimmt worden. Die Waldarmut auf dem reinen Kalk hat in weit zurückliegenden Zeitaltern der Einwanderung und Besiedelung die Wege gewiesen und diese hat dann ihrerseits den aufkommenden Wald zurückgedrängt. So finden wir ihn heute oft auf den entlegensten Teilen der Gemarkungen. Das Kalkland ist aber nicht nur ein walдарmes, es ist auch ein trockenes Land. Die Armut seiner Hochflächen an fließendem Wasser hat alle Dörfer in die Täler verwiesen, wo die Quellen und Bäche fließen und

grüne Wiesenbänder sich hinziehen. Zu den Hochflächen aber führen an den Kalkhängen steile Feldwege hinauf zu den allzuweit entfernten Aekern. Viel Zeit und Kraft muß daher auf den Wegen liegen bleiben. Aber auf den Hochflächen liegt oft genug der beste Boden — während an den nahen Hängen die Steinraffeln allzu mächtig werden oder auf unfruchtbarem Wellenkalk gar nur dürre Heide steht. So ist es bei Werbach, so auf dem Kahlberg bei Hochhausen a. T., der danach treffend benannt ist.

Auf heißem Kalkboden wiederum köcht die Sonne einen feurigen Wein, freilich der „Häder“ zerreißt auch sein Schönmwerk auf dem steinigen Boden. Vortrefflich gegen rauhe Winde geschützt liegen in Nischen des Taubertales die Rebhölzer Marbach und Beckstein. Der Kalkgehalt des Bodens und die sonnigen Lagen an den Hängen sind auch dem Obstbau zum Vorteil geworden.

Auch viele Feldfrüchte bevorzugen diesen Boden. Ohne die Kleesfähigkeit der kalkhaltigen Lehmböden wäre der heutige Viehstand nicht denkbar, so aber vermag der in großem Umfang angebaute fränkische Klee, die Luzerne, die mangelnden Wiesen zu einem guten Teil zu ersetzen. Auf dem Kalk, auf noch recht dürrigen Böden, gedeiht auch der Spelz. Der Dinkel ist die „Frucht“ hiesiger Lande; er ist auch der Ausgangspunkt für die Herstellung der Spezialität des Frankenlandes, des Grünkerns. Einst waren auch diese fränkischen Gaue, Wingarteiba, Jagst- und Taubergau, alemannisches Land gewesen; die Alemannen sind dann vor den stärkeren Franken gewichen, aber dem Sieger haben sie ihre Brotfrucht, den Dinkel, aufgezungen. Sein Name begegnet uns in so mancher Feldflur, bei so manchem Personennamen.

Im Sommerflur aber breiten sich die Haferfelder. Das Getreide der sandigen Rheinebene hingegen, das Korn, hat nur geringere Verbreitung im Bauland und Tauberland.

Nicht nur die herrschende Feldfrucht, auch die Wirtschaftsverfassung, Flur- und Ortsplan und der Name der Dörfer verrät, daß wir auf altgermanischem Boden stehen. Die Herrschaft der Dreifelderwirtschaft, die hunte Gemengelage der Aeker, die regellose Anordnung der Bauernhöfe im Dorf beweisen es in gleicher Weise. Auch das Vorherrschen des Gemeindewaldes weist in dieselbe Richtung; wenn aber die altertümliche Einrichtung der Allmende nicht stärker verbreitet ist, so ist daran vor allem der Wiesenmangel schuld. Vor allem verraten aber auch die Namen und Endungen der Dörfer deren

Ursprung in germanischer Zeit. Wie wir wissen, gehören die „heim“- und „ingen“-Dörfer zu den ältesten auf deutschem Boden. Davon gibt es nun hier eine große Zahl und daneben bestehen andere mit ganz altertümlichen Namen anderer Art: Dertingen, Gerchsheim, Ampfingen, Königsheim, Uffingen, Gettingen, Altheim, Sindolsheim, Eicholz- und Reicholzheim, Bödigheim, Billigheim oder Hmspan, Schweigern, Schöpf, Sedach, Scheffenz, um einige zu nennen.

Jünger sind da in der Regel die großen Höfe auf den Hochflächen; Namen wie Neuhof, Ernsthof, Marienhöhe sagen das ohne weiteres. Einige aber waren früher Dörfer oder Weiler gewesen, wie der Helmsühlemer Hof, der Kirrsteiter Hof über Obrißheim, der Hof Uffingen, der Schafhof (Altenbrunnbach). Die Höfe liegen meist dort, wo der Wassermangel, zu schwerer oder zu schlechter Boden früher eine dorfmäßige Ansiedelung verbot.

Daß aber auch auf den schweren Böden der Lettenkohle, die zugleich wasserreich ist, wohlhabende Dörfer liegen können, beweist das Dorf Buch a. Ahorn. Aber die Regel ist auf der Lettenkohle, daß die Bauern sich in Weilern und Höfen angesiedelt haben. So ist es über der Jagst, bei Alfeld wie bei Abelsheim. Zuderrübenfelder dehnen sich auf diesen Flächen, ein sonst ungewohntes Bild hierzulande, oder es breiten sich unansehnliche Gerstenfelder wie im Gäu.

Aber eines barg die Lettenkohle leider nicht — Stein- oder Braunkohle. Es ist nach der Seite der Bodenschätze die Mitgift der Natur für das Frankenland überhaupt recht bescheiden ausgefallen; von dem Gips abgesehen ruht der Mineralreichtum des Landes lediglich in den Bausteinen.

Das ist auch im nahen Odenwald, im Taubertal, im Maingrund nicht anders. Aber das Gestein leuchtet hier in roter Farbe und hebt sich lebhaft von dem Grün des Waldes ab.

Der frühere Odenwald ist so ganz anders gearbeitet wie das Bauland oder gar das Gäu, und doch ist er auch ein Stück des Frankenlandes und mit dem Kalkland auf's Engste seit Jahrhunderten verbunden. Die Einfügung in das badische Staatsgebiet hat dann die Wechselbeziehungen noch enger gestaltet.

Der Boden auf dem Buntsandstein ist ärmer an Nährstoffen, wie der Boden über dem Kalk des Baulands. Als man daher dort bereits nach Jahrtausenden rechnete, blieb das Sandsteinland noch in tiefes Waldunkel gehüllt. Wohl haben einst die Römer Nüchtungen auch in den Odenwald geschlagen,

nach ihrem Abzug ist aber über ihren Wachtürmen, Kastellen, Wallgräben und Heerstraßen der Wald rasch wieder aufgewachsen. Spät erst haben sich Kohlenbrenner, Glasmacher, Pottaschenfieder in den Wald gewagt — die Namen Glashof oder Glashofen deuten darauf hin. Sie wurden dann die Schrittmacher der bäuerlichen Besiedelung, die von den geistlichen und weltlichen Grundherrschaften getragen war. Darum tragen die Dörfer und Weiler hier im Orts- und Flurplan den Stempel planmäßiger Gründung. Ursprünglich gab es hier nur „Hufen“, geschlossene Bauerngüter. An die Stelle des Gemeindewaldes trat der bäuerliche Privatwald. Das ist vielfach anders geworden. Aber ebenso viele Dinge erinnern noch an das jüngere Alter — es sei auch an Namen wie Neudorf, Waldhausen, Neusäß erinnert — und unwandelbar blieb die Natur des Landes.

Hier sind die Hochflächen nicht ganz so wasserarm wie im Kalkland; eine Besiedelung auf der Höhe ist deshalb die Regel, während die engen walderfüllten Täler nur Getreidemühlen, Sägewerke, Schleifmühlen, gewerbliche Betriebe anderer Art bergen.

Freilich mit dem Wachstum der Orte, mit dem wirtschaftlichen Aufschwung wurden auch gerade hier Wasserleitungen notwendig. Reichlich sind hingegen die Niederschläge, der Winter auch strenger und von längerer Dauer, führt doch die Höhe des Katzenbuckels sogar den unfreundlichen Namen des Winterhauchs. Das ist ein Klima, das den Wald- und Bienenwuchs mehr begünstigt, als den Getreidebau. Daher ist der hintere Odenwald auch zu drei Viertel Wald geblieben, und es mag manchmal zweifelhaft sein, ob der Waldarbeiter in abhängiger Stellung nicht besser gestellt ist, als der selbständige Landwirt. Ohne den Holzreichtum wäre jedenfalls die Besiedelung im Odenwald noch dünner.

Weizen und Dinkel geraten hier nicht mehr. Das Korn, der Hafer, die Kartoffel sind die wichtigsten Feldfrüchte. Auch der Buchweizen ist stellenweise noch anzutreffen. Neben gibt es hier keine mehr. Aber härtere Obstsorten werfen noch reichen Ertrag ab, und umsonst liefert der Wald Massen von Heidelbeeren. An die Stelle der Luzerne tritt der Rotklee. Wiesen- und Ackerfutterbau schaffen die Grundlage einer ansehnlichen Viehzucht und Milchwirtschaft.

Die Kornfelder liefern das Stroh für das Dach, unter dem noch das eine oder andere der malerischen Odenwaldhäuser steckt. Sie erwecken bei dem Wanderer leicht den Ein-

druck, als ob sie aus der germanischen Urzeit stammten, und doch ist dem nicht so. Ins graue Altertum reicht die Vergangenheit nur im Kalkland, im Odenwald fängt die Zeitrechnung erst mit dem Mittelalter an.

Wichtiger als diese Feststellung aber ist die andere, daß Kalkland und Sandsteinland sich auf das Glücklichste ergänzen. Der Wald vermag seine Arbeitskräfte dem Getreideland zur Verfügung zu stellen. Holz, Steine und Vieh mögen gegen Getreide, Grünfarn ausgetauscht werden. Seine Wasserkräfte dienen auch dem Kalkland.

Und ebensowenig läßt hier eine Kluft zwischen Stadt und Land. Die Kleinstädte des Frankenlands sind auf Gedeih und Ver-

derb mit dem Schicksal des Bauernstandes verflochten, aus dem sie sich zudem ergänzen. Es reißt sich ein neuer Geist in diesen Städten, die früher eingeschlafen schienen. Aber auch an den Dörfern rüttelt ein neuer Geist. Die stattlichen Lagerhäuser, der Zusammenschluß der Bauernschaft zu gemeinsamem wirtschaftlichem Tun beweist, daß man des eigenen Wertes sich bewußter ist, als es vordem der Fall war. Damit wird wohl auch der Name Hinterland aus den Büchern und Köpfen verschwinden und man wird stolz darauf sein, als Bauer auf fränkischer Erde zu leben und zu sterben. Und wird man dennoch altfränkisch genannt, so dürfte das eher als Lob, denn als Tadel empfunden werden.
Friedrich Mey.

Stilblüten aus Briefen an Wohnungsämter.

Die augenblickliche Wohnungsnot veranlaßt viele Leute, Gesuche an die Wohnungsämter zu richten, deren ungewollt komische Abfassung manches heitere Lächeln hervorruft. Einige Proben mögen hier folgen:

Ich sitze seit drei Wochen auf der Straße und warte, daß die Wohnung frei wird.

In einigen Wochen steht meine Frau Ihrer Niederkunft entgegen, sowie meine alte mittellose Schwiegermutter.

Dieses Zimmer ist nicht nur gesundheits-schädlich, sondern es untergräbt auch die gute Sitte meines achtjährigen Jungen.

Ich bin seit fünf Monaten verheiratet, und meine Frau ist in Umständen; ich frage das Wohnungsamt: „Muß das sein?“

Ich gebrauche die Mansarde zu beruflichen Zwecken als Opernsänger.

Besonders der Umstand, daß meine Schwiegermutter gestorben ist, erheischt dringende Abhilfe.

Mittags um 12 Uhr, wenn sonst die Sonne hoch steht, müssen wir die Lampe anzünden.

Ich und meine Frau sind zusammen 12 Personen.

Ich habe drei unmündliche und noch ein unehrliches Kind zu versorgen, ich bin Nachtwächter und verdiene 54 Mark am Tage.

Ich möchte eine dringende Wohnung angewiesen haben, da ich einen großen Heiratsdrang verspüre.

Nachts muß ich den Regenschirm aufspannen, und morgens scheint der Sonnenschein durch das Dach.

Ich werde den Schnupfen nebst meiner Frau nicht mehr los.

Diese Wohnung ist erstens gesundheitswidrig, zweitens wegen dieser großen Haushaltung auch sittlich nicht maßgebend.

Selbiger bewohnt in Köln zwei Zimmer nebst Frau und kann selbige freigeben.

Direkt unter meiner Wohnung züchtigt eine Frau zwei Schweine.

Ich habe Rheumatismus und ein Kind von vier Jahren. Dieses ist auf die Beschäftigung zurückzuführen.

Ich habe eine Tochter und zwei Söhne, und wir sind alle so beschränkt, daß wir nur zwei Betten aufstellen können. In dem einen schlafen die Jungen, in dem andern ich mit meiner 10jährigen Tochter, was allein schon gegen das Zuchthaus ist.

Hier kann ich nicht bleiben; in dieser Wohnung bin ich andauernd der Sittlichkeit ausgesetzt.

Der Abort in diesem Hause ist hausfällig; wenn ich mir auf ihn setze, bin ich mit Lebensgefahr verbunden.

*

Heiteres.

Tüchtige Hühner. Im „Kölner Stadtanzeiger“ inserierte ein Eierhändler: „Wer wünscht einige schöne, frische Eier von meinen eigenen Hühnern täglich morgens ins Haus gebracht?“

Zwiegespräch. „Wann geht der letzte Zug nach Wannsee,“ fragte ein Mann einen Berliner auf dem Potsdamer Bahnhof. — „Ja, Männchen,“ erwidert der, „der erleben wir beide nicht mehr.“



Das Loblied.

Die Rheinebene lag in rötlichen Dämpfen, manchmal ruderte eine schwarze Wolke durch den Abendhimmel, von den Wassern zogen schwingende Nebelflecken die und schwer gegen das Land. Es war einer jener Herbstabende, an denen das flache Land dem endlosen, rätselvollen Meere gleicht. Die Krüppelweiden und -Erlen, die bis zum obersten Gezweig im Wasser standen, glichen drohenden Kobolden im Nebelmeer. Gumpen und Gräben hatten sich zu einem See erweitert, und die Altwasser umbrandeten das Hochufer, dessen willkürliche Erhebung kümmerlichen Baumwuchs trug. Der Nebel verwischte alle Grenzen und die Nacht schluckte langsam die rötlichen Dämpfe ein.

Spulhaft glitt ein Fischerboot durch die Wasserwüste und landete am Rande des Hochufers. — „Ho-ho“ — riefen die zwei Männer, die ihm entstiegen, in längeren Abständen — und zogen mühevoll das Boot auf's Trockene. Es war mit Feldfrüchten beladen. Maiskolben, Rüben und Aehren lagen neben- und durcheinander, zerrissen und zerrauft, bei einem fetten Hecht. — Die Ernte des Jahres! — Gerettet aus dem schleichen, unerbittlichen Siegeszug des Wassers.

Bobbel, der Schneider, der als Robbub im dreißigjährigen Krieg ein Bein verloren hatte, zog aus dem Laub einen Karren hervor und belud ihn. Schweigend half auch der Bauer Weitbert die Ernte eintragen, dann spannten sie sich an den Karren. Sie triefen vor Nässe und Dreck und stapften wie die leibhaftige Trübsal ihrer Hütte zu.

„Wässrig, wässrig,“ sagte der Schneider manchmal kurz und keuchend, wenn sie verschaukelnd Halt machten. Sein unverwundlicher Lebensmut litt ihn nicht gerne hier,

seine Gedanken rissen oft, wenn er die Nadel führte, aus — fort — von dieser wässrigen Gegend nach freundlicherem, bergigem Land. Weiß Gott, wenn er noch jung und ohne Holzfuß gewesen wäre, er wäre längst über alle Berge — nein — über alle Wasser. Aber der Weitbert, der wollte nicht fort. Er hatte zwar noch Wandersüße und war auch, an dem Schneider gemessen, jung, aber ein fränkisches Weib und vier Kinder machten ihn festhaft.

„Wässrig,“ keuchte der Schneider wieder. Aus dem Nebel tauchten Wohnstätten auf. Ein ärmliches Rienstangehlimmer kämpfte gegen das Dunkel der Nacht. Sie waren daheim und schütteten ihre Schätze in die Kammer zum Trocknen.

Die Wassersuppe der Marie hatte den Vorzug, heiß zu sein; wortlos ließen sich die Männer die Gurgeln wärmen. Die Aussicht auf den Hecht für den morgigen Tag würzte das Mahl. Dumpfe Müdigkeit kam über die abgerackerten Männer. Der Schneider konnte aber trotzdem nicht schlafen. Die Kinder schnarchten, und das magere Rühlein kaute wieder, aber der Bobbel dachte und dachte. Eine Geiß muß her, dachte er, eine trachtige Geiß. Gegen Ostern wird die Kuh ganz trocken stehen, was dann? Marie, die Bäuerin, könnte sowieso einen Bock zwischen den Hörnern lassen, wenn sie einen hätte, so schmal war ihr Gesicht geworden, und die Kinder? Ja, es war schon so, eine Geiß mußte her! Aber woher? Bobbels Gedanken schwärmten aus, und am frühen Morgen war alles fix und fertig. Er wollte ausnähen, fort, nach Durlach, nach den Dörfern am Gebirg, dort war Leben, dort konnte er sicherlich über den Winter eine Geiß verdienen.

Das alte Männlein mit dem zausigen Weißbart „webberte“ an allen Gliedern, als es seinen Hausgenossen von diesen nächst-

chen Plänen sprach. Marie, die ihn vor Jahren, als er kriegsverlaufen und verkrüppelt sich der Familie zugesellt so treulich versorgt hatte, weinte leise und müde auf. Weitbert polterte von: "Tod holen, und die Kinder wollten mit. Der Bobbel jedoch ging schon nach drei Tagen allein. Ein Steinschneider nahm ihn eine Strecke Wegs auf seinem Wagen mit.

Die wüsten Winterwinde übertönten die Ebene und jagten die Wolken zuhaufl über den Rhein. Die Leute in den spärlichen Hütten rüdten näher zusammen und die Altwasser wurden zu Schollenbergen. Kein Fischlein mochte da mehr pirschen, und wenn eine Krähe niederfiel, ganz langsam, im Gleitflug, wurde sie zum Lederbissen. In Weitberts Hütte standen die Nachkriegsgepenster: Hunger und Sorge abwechselnd am Herd, und Frau Marie hielt ihnen tapfer Widerpart; noch gab das Küchlein Milch und nahm mit dürrem Laub und Moos süßlich. Aber der Schneider, der mochte wohl tot sein mißamt seiner Weib. So dachte die Bäuerin und neidete ihn darum.

Weitbert grollte dem Schneider, weil er fort war in seinen alten Tagen, und wenn er beim Schlagen des Gestrüpps, das aus dem Eis lugte, ein Loch ins Eis machte und einen Fisch erwischte, dann murrte er wohl: „So, Bobbel, wärst du jetzt do!“

Inbrünstig ersuchte das kleine Menschenhäuflein, das sich in den Trümmern der Rheinebene angesiedelt hatte, das Ende des Winters. Diebstahl und Mord gefesteten sich zu Hunger und Sorge, und in Weitberts Haus kam der Tod. Frau Marie war kraftlos dahingesunken, müde und kampflös, und die Kinder suchten in dumpfer Angst die helfende Hand.

Die Schneeschmelze überflutete das Hochufer. Grau und schmutzig quirlten die Wasser gegen die Häuser, um sich ebenso unheimlich schnell wieder zu verziehen. Die Felder waren überkieß, Schlängentünel, Muscheln und Fische lagen im Schlamm, den die Frühlingssonne aufzuschlucken begann. In den Gumpen und Gräben tummelten sich Dickköpfe, Frösche und Fische, und die Ränder der Wassergräben übergrünteten sich schleierhaft. Auch Krähen fanden sich wieder ein und räumten emsig auf zwischen dem Kiez, und eines Tages kam ein lauges Fuhrwerk mit Stämmen durch die Ebene.

Die Weitberts-Kinder mußten gucken. Das lange Fuhrwerk machte Halt. Christine, die Älteste, schrie, denn von den Stämmen herunter stieg ein Männlein, Bobbel, der Schneider! Er kam nicht gleich auf die Kin-

der zu. Hinten am Fuhrwerk nestelte und posselte er herum. Er machte eine Weib los!

Schwarz war sie und hatte einen Bottenbart, und lausen wollte sie auch nicht mehr, so ohne Wagen. Der Bobbel schmeichelte ihr und brachte sie nah und näher. Die Kinder raffelten und lärmten herbei, und der Bobbel sagte nur: „Weiß — i heb se?“ — Mäh, mederte die Weib angstvoll und ging erst wieder von der Stelle, als ihr der Christoph eine Hand voll Gras bot.

„So, so,“ sagte der Weitbert, als er das sonderbare Züglein in seine Kammer einrücken sah. Sein dunkler Vollbart war wild und grau geworden und seine breite Gestalt ähnelte etwas den niedergedrückten Krüppelweiden in den sumpfigen Landstrichen der Rheinebene.

Der Schneider zog eine Flasche heranz und ließ den Bauern trinken, dann holte er die Hapsel seiner Erlebnisse aus dem Gedankensack und widelte sie ab. — Ach, das war ein Winter gewesen! Er hatte eine alte Marktenderin gefunden, die einen Bauernhof ihr Eigen nannte. Weiß Gott, warum sie der jüngere Bauer genommen hatte! Vielleicht besaß sie Kriegsschädel. Bei ihr war die Schneiderwerkstätte gewesen. Bauernkittel, Weiberröde und sogar Pfaffenkuten hatten die alten Fertigkeiten des Schneiders wieder hervorgeholt. Jene Gegend war arm an Handwerkern, und die Marktenderin mit ihren Schlichaugen verstand immer noch Kundtschaft anzulocken. Sie hatte aber schließlich auch den Schneider angeschmiert. Die Lohnweib, die er sich ausbedungen hatte, gab sie ihm wohl, aber es war eine politische Weib. „Politisch“ war bei dem Schneider so viel wie falsch. Also die Weib war so: Sie hatte weiße Haare, krumme Hörner und tat einem schön ins Gesicht, wenn man ihr Futter gab. Wendete man ihr jedoch den Rücken, dann stieß sie so zu, daß man glauben mochte, Othern und Pfingsten fielen auf einen Tag. Diese Politik gefiel dem Bobbel nicht. Er konnte sich nicht noch einmal bleisieren lassen, auch noch von einer Weib!

Zwei Dörfer weit war er schon mit ihr auf dem Heimweg, als er endgültig ihre Politik durchschaute. Dann verschlechterte er sie gegen die Schwarze. Deren Politik probierte er vorher aus. Sie erwies sich als unpolitisch. Weil sie jedoch größer war als die Weibe, mußte er Aufgeld zahlen, und er bestieg in Durlach noch einmal den Schneiderschiff, bis der Mann mit dem Stammsfuhrwerk in die Ebene fuhr. So war also eine Weib da, ein unpolitische Durlacherin, die nicht

hinterm Rücken stieß, und bald sollte sie Milch geben für die Mutter, die Marie, die Bäuerin. — Ja, wo war sie denn? —

Bobbel schaute um sich, die Kinder heulten, Weitbert suchte die Achseln und nahm den Schneider mit an Marie's Grab. Die Rheinebene lag im Abenddämmer, über den Altwässern schwebte ein vergessener Tageschimmer, da und dort mühten sich die Leute, den Kiez aus den Feldern zu schaffen, und ganz von weitem hörte man das Wechern der Geiß und den Jubel der Kinder, die, schon wieder getrübet, die neue Hausgenossin im Hof herumrennen ließen. Weitbert's Augen blinkten von Tränen, seine großen, harten Hände zitterten. Trostlos stand er da. Was sollte er ohne sein Weib? — Hilfslos sah der Schneider um sich. Kein Wort des Trostes fiel ihm ein. Immer dachte er nur: Die Marie, die Marie! Und ich hab' doch die Geiß geholt für die Marie!

Auf einmal fragte er, ob man denn auch der Marie ein Grablied gesungen hätte.

Ein Grablied? — Der Bauer schüttelte den Kopf. Singen? Wer hätte denn singen sollen?

Ja, das leuchtete dem Schneider ein . . . wer hätte denn singen sollen?

Er sah die Marie vor sich. Lautlos und freudlos hatte sie gelebt . . . Lautlos und freudlos war sie von dannen gegangen. Aber . . . ein Grablied hätte sie doch haben sollen . . . dieser Gedanke klammerte sich eigensinnig in dem Schneider fest. Seine angehaute Wärme, all sein Dankgefühl für die Tote, die ihn vor langer Zeit so treulich gepflegt hatte, wollte lebendig werden. Etwas mußte er jetzt hier am Grab für die Marie tun! . . . Veten? . . . Ja . . . so richtig konnte er das gar nicht, . . . es ging auch so leis zu dabei, er mußte etwas tun, das Bewegung und Lust brachte, es war ihm zu unerwartet gekommen, . . . nach der lebigen Beschaffung der Geiß für die Marie konnte ihm ein krummes Gebet nicht genügen. Unruhig fragte er mit dem Fuß ein Weglein ums Grab.

„Weitbert,“ sagte er, „wir wollen eins singen. Sie hat's verdient! Weist keinen Grabgesang für dein gutes Weib? Bist doch jünger als ich!“

Weitbert besah verständnislos den Bobbel. Der hatte allezeit seine Schrunken gehabt.

„Wollen heim . . .“, sagte er hart und kurz.

Doch der Schneider hielt ihn fest: „Laß uns der Marie die Ehr' antun . . . laß mich . . . ich will mich besinnen . . .“

Er wußte wahrhaftig kein Weibergrablied! Nichts wollte ihm passen, was da aufstieg in seinem Viederschäb. Nur ein geistlich Lied hatte er im Kopf, die Durlacher hatten es manchmal gesungen, als er dort ihre Gottesdienste besuchte. Es war das Loblied Christian Knorr's von Rosenroth. Eine Strophe nur brachte der Schneider zusammen . . . die Weise wußte er noch gut. Leise sagte er die Worte vor sich hin, . . . dann faltete er die Hände und sang mit schättern-der Stimme . . . und tränenden Augen:

„Morgenglanz der Ewigkeit,
Licht von unerschöpftem Lichte!
Schid' in diese Trauerzeit
Deine Strahlen zu Gesichte,
Und vertreib' durch deine Macht
Unsere Nacht!“

Weitbert mußte die Tiefe der Gedanken des Schneiders nun doch verspürt haben. Er nahm dankbar und fest seine Hand und ging mit ihm heim in das Elend jener Tage.

Glänzend lagen die Wasser hinter dem Hochufer, nichts erblickte die Nacht, nichts erblickte die Zukunft, in die ein fleißiger Bauer und ein gemüthsstarker Handwerker schritten. So konnten sie Pfeiler und Pfeiler werden für kommende Zeiten.

Ueber den Rhein kam ein Frühlingsrauschen. Tröstlich . . . lind . . . Es umfing als Gruß die Tränen eines Bauern und . . . das Loblied eines Schneiders, das war ein Gruß — eine frohe Hoffnung — eine Aussaat an die Zukunft.

Hermine Maier-Seuser.

Die Harmonika.

Im israelitischen Religionsunterricht gieng bei dem sehr „gelehrten“, aber „verlehrten“ Herrn Rabbiner Dr. R. oft heiter zu. An der Religionsprüfung, bei der auch ein Teil des Lehrerkollegiums anwesend war, fragte der Herr Doktor: „Nun mein Sohn, kannst du mir sagen, was hat gespielt der David für ein Instrument?“ — „Die Drael“, lautete die Antwort des verschämigten Schülers. „Nein, mein Sohn“, sagte der Herr Rabbiner, „die Orgel war es nicht. Die hat es dazumal noch nicht gegeben. Es war ein Saiteninstrument.“ Schnell gab ein anderer Schüler Zeichen, und befragt antwortete er: „Es war die Zither.“ — „Nein, mein Sohn“, sprach wiederum der Herr Doktor, „die Zither war es nicht; es war die Har . . . die Har . . . Uebermals meldete sich ein Schüler und der Herr Rabbiner wendete sich an ihn mit den Worten: „Du weißt's, mein Sohn?“ — „Die Harmonika“, gab dieser schnell zur Antwort.

Ein Zahnkünstler.

Die Kasinogesellschaft in D. hatte ihr Vereinslokal beim Hirschwirt, der lange Jahre ihr Vorstand und ihr belebendes Element gewesen ist. Angesehene Bürger des Dorfes, sowie die Herren Pfarrer, Lehrer, Bahnvorsteher, Straßemeister, Bahnmeister, junge Studenten usw. haben dort in ungestörter Harmonie viele frohe Stunden verlebt. Eines Abends saßen daselbst wieder einmal u. a. der Herr Ratschreiber und seine zwei Hausfreunde, die fröhlichen Studenten L. und W. Kr., beisammen. Es wollte aber diesmal keine frohe Stimmung Platz greifen; denn der Herr Gastgeber schien schrecklich verstimmt zu sein. Ueber den Grund befragt, sagte er, daß es vor Zahnweh kaum mehr aushalten könne. Er war sehr erkältet, und das durfte nicht wundernehmen. Denn wenn er gleich im Schweiß gebadet vom Abladen in der Scheune oder nach schwerer Arbeit vom Felde kam, holte er doch jedes Viertel Wein frisch vom Faß aus dem kühlen Keller heraus. Er schenkte keinen Wein aus, in dem die Stubenfliegen vorher ein Warmbad genommen und schließlich ein feuchtes Grab gefunden hatten. — Sein energischer Wille und sein sonniger Humor haben in der Regel jedes Unwohlsein zu verbergen gewußt; aber heute gelang es ihm nicht. Da sagte endlich der Herr Ratschreiber, der auch zugleich Chirurg war: „Wie kannst du dich so lange vom Zahnweh quälen lassen? Der kranke Zahn muß heraus!“ Sodann wandte er sich an einen seiner Hausfreunde mit den Worten: „Ludwig, geh' doch geschwind hinauf in meine Wohnung — du weißt ja dort Bescheid — und hole meine Instrumente!“ Er sprach von diesen in der Mehrzahl, und doch bestand die ganze Ausrüstung nur aus einem Haken, den er vor der Verwendung am Griffende mit seinem roten Schnupftuch umwickelte, das er als Schnupfer allezeit zur Hand hatte und das zu der blutigen Arbeit wegen seiner roten Schutzfarbe besonders geeignet schien. — Ludwig hatte den Weg in kürzester Zeit zurückgelegt, und sofort nach seiner Rückkehr begannen die Vorbereitungen zur Operation. Der Hirschwirt setzte sich in den Lehnstuhl. Der eine der Studenten hielt ihm den Kopf, und der andere faßte mit festem Griffe seine tatkräftigen Arme, um den Herrn Chirurgen vor unliebsamen Ueberraschungen zu schützen. „So,“ sagte dieser, „nun werden wir ihn gleich haben, den Störefried,“ und schritt zum Angriff. Ein Ruck! Und mit den Worten: „Na, da haben

wir ihn schon,“ hielt er dem Patienten den Zahn triumphierend vor die Augen. Aber was mußte dieser sehen? — Es war der schönste, den er noch im Munde hatte; kein Fehler war an ihm von der Wurzel bis zur Krone. Der Zahnkünstler riß bei diesem Anblicke die Augen so weit auf, als ihm dies zu so später Stunde noch möglich war. Um jedoch seinen Mißgriff einigermaßen zu entschuldigen, fragte er den Wirt: „Wilhelm, bist du zu später Stunde nicht auch schon einmal ans „Lebe“ (falsche) Faß geraten?“ Langsam mit dem rechten Zeigefinger gegen die Stirne deutend, antwortete dieser: „Soll kann scho sei(n), aber nie ans bescht.“ — Die lustigen Studenten lachten aus vollem Halße. Selbst der Geschädigte machte schließlich gute Miene zum bösen Spiel und sagte nur noch: „Du kommst mir so schnell nicht mehr in den Mund.“ Tatsächlich hat er in der Folge noch manchen Zahn verloren ohne Hilfe des Herrn Schifferdecker. Aber einmal trieb ihn rasender Zahnschmerz doch wieder zu diesem Künstler. Unter Assistenz seiner energischen Frau, der Amme des Dorfes, die im achtzigsten Lebensjahre noch ihres Amtes gewaltet und manchem im Leben „den Kopf zurecht-gesetzt hat“, schritt er zum Werk. Zuvor aber sprach der Hirschwirt zu ihm: „Aber des sag' i d'r, Karl, hemm di in acht, daß d' mir net wider de lebe ziehgscht!“ Und wirklich hat er diesmal nicht den falschen Zahn erwischt. — Denn es war des Hirschwirts letzter gewesen. W. Schumacher.

Aus der Religionsstunde.

Lehrer: „Was hat denn gestern der Herr Pfarrer gepredigt?“ — Schüler: „Er hat gesagt: Der Herr Jesus ging den Berg hinan und es lief ihm viel Volks nach.“ — Lehrer: „Und weiter?“ — Schüler: „Ob'sch en kriegt hewe, weech i net, i bin drüber eing'schlofe.“

In der Geschichtsstunde

erzählte der Lehrer: Alexander der Große von Mazedonien wurde in derselben Nacht geboren, als Herostrotus den Tempel zu Ephesus anzündete. Ein zerstreuter Schüler gab das Vorerzählte in folgender Form wieder: Alexander der Große wurde mit Herostrotus geboren und zündete in derselben Nacht den Tempel zu Ephesus an. — „Das war also jedenfalls von allen Brandstiftern der jüngste gewesen, nicht wahr?“ sprach der Lehrer mit erzwungen ernsthafter Miene, und ein lautes „Ja“ ertönte aus dem Munde des Schülers.